



Habsburger Gedenkakt vom 24. Mai 2008

6–8 **Eine lebendige Geschichte lebt von den vielen
Geschichten in der Geschichte**

Von Landammann Peter C. Beyeler

10–12 **Österreich und Habsburg heute**

Von Dr. Hans Peter Manz,
Botschafter von Österreich

14–21 **Im Tor des Sturms**

Von Péter Esterházy

24–26 **Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen**

Von Bundesrätin Doris Leuthard



Einzug in die Klosterkirche Königfelden



Landammann Peter C. Beyeler

Eine lebendige Geschichte lebt von den vielen Geschichten in der Geschichte

Von Landammann Peter C. Beyeler

Es ist mir als Landammann des Kantons Aargau eine hohe Ehre, den Gedenkakt zur 900-Jahr-Feier der habsburgischen Stammlande hier im Kloster Königsfelden eröffnen zu dürfen. Das Geschlecht der Habsburg-Dynastie, welches sich von der Burg in der nahen Gemeinde Habsburg ableiten lässt, prägte und prägt den Kanton Aargau, die Nordschweiz und – über heutige Grenzen hinweg – Süddeutschland und Elsass-Lothringen in besonderer und denkwürdiger Weise. Es freut mich speziell, diese historisch bedeutende Familie von Habsburg heute unter uns willkommen zu heissen.

Gleich zwei historische Ereignisse geben an diesem Gedenkakt Anlass, uns an die Verbindung mit dem Hause Habsburg zu erinnern. 1108 wurde die Burg in der nahen Gemeinde Habsburg erstmals urkundlich erwähnt. Stolz blickt sie noch heute über den Aargau und zeugt von unserer Geschichte. Und 1308 sodann – das zweite prägende Ereignis unserer heutigen Rückbesinnung – wurde König Albrecht I. von Habsburg hier in Königsfelden durch seinen Neffen Johann von Schwaben ermordet. Zum Gedenken an seinen Tod veranlasste seine Witwe Elisabeth die Gründung des Klosters Königsfelden, dessen Klosterkirche mit den wunderschönen

Glasfenstern ein Juwel im Aargau geblieben ist. Der Aargau hat sich mit einer grossen Innovationskraft und einem starken Zukunftsglauben zum viertgrössten Kanton der Schweiz entwickelt und steht zu seiner noch jungen, gut 200-jährigen Geschichte. Gerade deshalb sind wir stolz auf die vielen Zeugen unserer habsburgischen Geschichte, die Jahrhunderte vor der Geschichte des Kantons Aargau begonnen hat. So befinden sich denn auch die wichtigsten habsburgischen Kulturdenkmäler der Frühzeit in unserem Kanton: die Reste der Habsburg als Stammschloss, das barockisierte Kloster Muri als Mutterkloster und das Kloster Königsfelden als Grablage und erster Erinnerungsort der Dynastie.

Einmal das enge Korsett der geographischen Stammlande des Aargaus überwunden, herrschten die Ahnen der Familie von Habsburg jahrhundertlang über Österreich, Böhmen und Ungarn. Von 1438 bis 1740 gehörten alle Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation dem Haus Habsburg an. Nach dem Tod des letzten männlichen Habsburgers, Kaiser Karl VI. 1740, trat die von dessen Tochter Maria Theresia mit Franz I. Stephan von Lothringen begründete Dynastie Habsburg-Lothringen ihre Nachfolge an und

stellte von 1765 bis zum Untergang des Heiligen Römischen Reichs 1806 erneut die Kaiser. Der letzte römisch-deutsche Kaiser Franz II. begründete 1804 das erbliche Kaisertum Österreich, welches bis 1918 bestand.

Der Aargau hat bis heute enge Berührungspunkte und Verbindungen zu den Habsburgern. Besonders Muri und Königsfelden behielten auch nach 1415 eine zumindest ideelle Beziehung zur Familie. Muri wird von den österreichischen Kaisern 1701 zur Fürstabtei erhoben, in der Kirche wird ein imposantes Gründerdenkmal errichtet. Für die Aargauerinnen und Aargauer in unserem Kanton ist die habsburgische Vergangenheit durch bauliche Zeugen nach wie vor sicht- und erlebbar: Das älteste habsburgische Städtchen Bremgarten mit der ehemaligen Stadtburg, Brugg und Altenburg als Zentren des alten habsburgischen Eigenamts, wo mit dem «Brötliexamen» ein Brauch gepflegt wird, der auf Agnes von Ungarn, die grosse Förderin des Klosters Königsfelden zurückgeht. Das Stadtbild von Baden wird bis heute geprägt von den Ruinen des ehemaligen Landvogteisesitzes der Habsburger auf dem Stein. Denselben Namen trägt die Burg über dem Städtchen Laufenburg, eine der frühen

Residenzen eines Familienzweigs der Habsburger. Und die Stadt Rheinfelden war seit König Rudolfs Zeiten ein beliebter Aufenthaltsort der Familienmitglieder.

Das Fricktal hatte eine enge Verbindung zum Haus der Habsburger, war es doch bis um 1800 Teil von Vorderösterreich. Es wurde denn auch im Volksmund – leicht schalkhaft – als die Schwanzfeder des Kaiseradlers bezeichnet. Die habsburgische Vergangenheit ist bis heute stark präsent, denn noch heute gilt ein «Fischezrecht» in den Gemeinden Rheinfelden und Kaiseraugst, das auf die Kaiserin Maria Theresia zurückgeht und das Recht zum Fischen mittels Bähre und Angel umfasst, und dies ohne kantonale Fischereibewilligung. Und noch heute wird im Angesicht von Maria Theresia in Laufenburg Gericht gehalten und in Rheinfelden geheiratet. Und dem Vernehmen nach weisen jene Aargauer Ehen, die im Angesicht von Maria Theresia geschlossen werden, in der Folge überdurchschnittlich lange Ehejahre aus, sagt man sich im Fricktal.

Im Habsburger Gedenkjahr 2008 gedenken wir an all diesen Orten der lokalen habsburgischen Vergangenheit. Unsere

Beziehungen des Lokalen ins damalige Europa und umgekehrt werden dabei augenfällig. Der Aargau hat damit jenseits der traditionellen Schweizer Geschichte eine «grosse» eigene historische Vergangenheit.

Im Habsburger Gedenkjahr 2008 soll aber auch die Geschichte der Habsburger in unserem Kanton Aargau wieder lebendig werden. Es sollen die geschichtlichen Erinnerungen wieder erwachen, die wir in unserer Jugendzeit mit Faszination aufnahmen: die grossen Feldzüge, die Intrigen an den Höfen, die Fehden und Schlachten zwischen den Habsburgern und den Eidgenossen, die von Mythen durchsetzt sind und wodurch Helden entstanden, die so nie gelebt haben. Doch sind es nicht gerade diese historischen – darf ich sagen – «Nichtganzwahrheiten», die Verherrlichungen geschichtlicher Ereignisse und die Legenden mit den grossen Helden und Heldentaten, die unser Bewusstsein mitprägen?

Das geschichtliche Bewusstsein soll sich nicht nur auf die imposanten Schlösser, Kirchen, Klöster und Ruinen abstützen, so beeindruckend diese Bauten auch sein mögen. Die Geschichte lebt von den Menschen, deren Überlieferungen, vom Leben hinter und vor den Fassaden der Schlösser, Kirchen, Klöster und Ruinen, mit all den Mythen, Legenden, Verklärtheiten und eben «Nichtganzwahrheiten».

Eine lebendige Geschichte lebt von den vielen Geschichten in der Geschichte. Und viele dieser Geschichten in der Geschichte des Aargaus wurden durch die Habsburger geschrieben, sie spielen in diesen Geschichten eine ganz grosse, interessante

und faszinierende Rolle. Oder schlicht ausgedrückt: Ohne die Habsburger wäre unsere Geschichte um vieles ärmer.

Ist es nicht ein Zeichen für das neue Selbstbewusstsein unseres Aargaus, dass er sich so dezidiert auch mit seiner habsburgischen Geschichte auseinandersetzt und sich zu ihr bekennt? Durch dieses Bekenntnis zu seinen historischen Wurzeln hebt er sich in gewissem Sinne von der schweizerischen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts ab, welche die Habsburger als Gegner deutete. Der Aargau ist aus diesem Blickwinkel eben nicht mehr historisches Untertanengebiet, sondern sozusagen «Stammlande Europas».

Mit dem Fokus Habsburg schmelzen die kulturellen und politischen Grenzen, die nach 1415 den Aargau durchziehen, plötzlich dahin. Mit dem Fokus Habsburg werden aus vier Aargauer Regionen historisch gesehen eine Einheit, von Aarburg bis Laufenburg, von Muri bis Rheinfelden. So kann der Kanton Aargau auch in seiner eigenen historischen Wahrnehmung gestärkt aus diesem Jubiläum hervorgehen. Als Landammann des Kantons Aargau ist es mir daher eine Freude, heute vielerorts das Vermächtnis der habsburgischen Vergangenheit für unseren Kanton erkennen zu dürfen: Kunsthistorische, kulturelle und politische Einflüsse, aber auch Elemente des Brauchtums wirken heute nach. Der Aargau als Teil der Stammlande der Habsburger hat daher eine spezielle Beziehung zu seiner Vergangenheit und pflegt eine unbefangene Auseinandersetzung mit seiner Geschichte und ihrem Erbe. Erleben wir heute ein weiteres Kapitel, eine kleine Geschichte, in unserer Geschichte.



Botschafter Hans Peter Manz

Österreich und Habsburg heute

Von Dr. Hans Peter Manz, Botschafter von Österreich

Habsburg und Österreich – das ist ein Thema, über das viel gescheiterte Menschen als ich genug geschrieben haben, um eine ansehnliche Bibliothek zu füllen und dem man in einigen kurzen Minuten auch nicht annähernd gerecht werden kann. Ich darf den Veranstaltern sehr herzlich für die Gelegenheit danken, einige Gedanken aus österreichischer Sicht zu diesem feierlichen Anlass zu formulieren. Dass ich heute hier als Vertreter der Republik Österreich auftrete, ist für mich nur deshalb bemerkenswert, weil es nicht bemerkenswert ist. Noch zu meiner Schulzeit wäre ein solcher Auftritt ziemlich umstritten gewesen. Das zeigt, dass meine Heimat heute unverkrampft mit ihrer ganzen Geschichte umgehen kann. Ja, es gibt nach wie vor durchaus heftige Debatten über die Bewertung der Geschehnisse in der Zwischenkriegszeit und das dunkle Kapitel nationalsozialistischer Herrschaft in Österreich. Aber der Rückblick auf die Zeiten der Donaumonarchie ist fast unmerklich von einem politischen zu einem kulturhistorischen Thema geworden.

Das hat zweifellos sehr viel damit zu tun, wie wir Geschichte erlernen. Zum einen bis zu einem gewissen Grad noch immer dem Bildungsideal des 19. Jahrhunderts folgend als Darstellung der Zwangsläufigkeit unserer eigenen

Entwicklung, sodass der aktuelle Ist-Zustand als Krönung einer Pyramide erscheint, die auf den Fundamenten der ägyptischen, griechischen und römischen Kulturen sowie dem Christentum beruht und in der alles, was seither geschah, nur soweit von Interesse ist, als es zu unserem Werden beigetragen hat. Positiv anzumerken ist, dass wir in den meisten Staaten Europas nach der Tragödie der beiden Weltkriege wenigstens darauf verzichtet haben, damit auch die Konfliktwurzeln der Vergangenheit weiter zu tradieren.

Zum anderen sind wir heute wohl auch gar nicht mehr in der Lage, uns das Leben in der Monarchie so vorzustellen wie es war. Es ist für uns im buchstäblichen Sinne unfassbar, dass es bis 1918 keine österreichische Nation im politischen Sinn gab. Habsburg war Österreich – über 600 Jahre lang – und die Habsburger waren selbstverständlich deutsche Fürsten – aber eben auch nicht deutsch im nationalistischen Sinne. An diesem Selbstverständnis änderte auch die Schaffung des Kaisertums Österreich nach der Zerschlagung des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation durch Napoleon nichts. Erst 1866 endet der grossdeutsche Anspruch auf dem Schlachtfeld von Königgrätz.

«Ce qui reste c'est l'Autriche». Dieser berühmtberühmte Satz Clemenceaus enthält die harsche Wahrheit über die Anfänge der Republik Österreich. Es scheint mir unmöglich, über die Bedeutung der Habsburger für Österreich zu sprechen, ohne mit dem Ende ihrer Herrschaft zu beginnen. Das, was übrig bleibt, ist Österreich. Die Pariser Vorortverträge nahmen wenig Rücksicht auf historische Einheiten bei der Auflösung des sogenannten Völkerkerkers. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker erfüllte manchen nationalen Traum. Nicht bei uns. Erst mit der Ausrufung der Republik begann der lange Weg zur Selbstfindung. Und erst nach 1945 ist die Trennung von Deutschland auch intellektuell und emotionell vollzogen.

Der 1. Weltkrieg zerstörte die Monarchie und beendete die Schicksalsgemeinschaft zwischen Österreich und Habsburg. Aber die Wurzeln dieser Entwicklung reichen zumindest bis ins 18. Jahrhundert zurück. Die Aufklärung und die industrielle Revolution bringen massive gesellschaftliche Veränderungen, die den Grundstein für politische Umwälzungen legen. Der Wunsch nach grösserer Selbstbestimmung geht notwendigerweise mit einer neuen Definition des «wir» einher. Demokratie braucht einen «demos», ein Volk. So ist der Nationalismus ebenso ein Kind der Aufklärung wie Libera-

lismus und Sozialismus. Die grossen europäischen Reiche sind zum Untergang verdammt, auch wenn es nach den Stürmen der napoleonischen Kriege für drei Jahrzehnte gelingt, wenigstens oberflächlich die alte Ordnung wieder herzustellen. Von der Mitte des 19. bis fast zum Ende des 20. Jahrhunderts zieht sich dieser tiefgreifende Wandel. Und das Imperium wandert auf die andere Seite des Atlantiks (um Peter Sloterdijk zu zitieren).

Erst mit dem Zusammenbruch des Kommunismus und dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs ist ein grosser Teil des habsburgischen Erbes wieder sichtbar und spürbar geworden. Wenn wir heute von Mitteleuropa sprechen, dann umfasst dieser Begriff keineswegs zufällig den Raum der ehemaligen Monarchie. Fern jedweder Restaurationsabsichten wirken die tief liegenden Strukturen, die Mentalität und die Sympathie noch immer nach. Wenn sich die österreichische Wirtschaft in den letzten zwanzig Jahren so erfolgreich in den östlichen und südöstlichen Nachbarstaaten engagieren konnte, so liegt das nicht nur an der geographischen Nähe, sondern auch an einem irgendwie über die Jahrzehnte der Trennung hinübergeretteten Verständnis. Und so beginnen wir wieder aufzubauen, was unter den Habsburgern schon einmal wunderbar funktionierte.

Wenn Sie nach Österreich reisen, werden Sie überall auf die sichtbaren Spuren der Habsburger stossen. Wir verdanken ihnen die grössten Sehenswürdigkeiten des Landes – wovon die Tourismuswirtschaft in hohem Ausmass getragen wird – und bei manchen ihrer Bauprojekte drängt sich mir der Gedanke auf, dass sie unter den heutigen Bedingungen wohl nie verwirklicht worden wären. Denken Sie etwa an die Wiener Ringstrasse mit ihren zahlreichen Prunkbauten: Könnten wir heute eine mittelalterliche, über die Jahrhunderte ausgebaute Stadtmauer fast zur Gänze abreißen und ganze Stadtviertel neu errichten lassen? Aber die Spuren gehen natürlich noch viel tiefer. Unsere Bundesländer gehen auf die alten Herzogtümer und Grafschaften zurück, die die Habsburger im Lauf der Zeit erwarben – mit dem besonderen Fall des ehemaligen reichsunmittelbaren Fürsterzbistums Salzburg. Die Behördenstruktur und die Beamtentradition; die ererbte Grossstadt Wien – früher wenig liebevoll auch als Wasserkopf tituliert – die in einem Österreich in seiner heutigen Ausdehnung wohl so nicht gewachsen wäre; unsere autochthonen slowenischen und kroatischen Minderheiten; das Burgtheater, die Staatsoper, die Sängerknaben, die Spanische Hofreitschule, die grossen Museen – die Liste der Kulturschätze ist beinahe endlos; und natürlich eine ganze Reihe von rechtlichen Grundlagen, vom Staatsgrundgesetz über das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch bis zum Grundbuchswesen – die Kontinuitäten sind überall.

1996 haben wir den 1000. Jahrestag der ersten urkundlichen Erwähnung Österreichs gefeiert. Mehr als 600 Jahre

regierten die Habsburger über das Gebiet der heutigen Republik Österreich. Auch wenn es uns nicht bewusst sein mag, so sind wir nach wie vor tief davon geprägt. Unser ganzes – von der Schweiz so unterschiedliches – Staatsverständnis beruht auf dieser Prägung. So wirkt Habsburg wohl am stärksten in den Köpfen der Österreicherinnen und Österreicher nach. Ihre Spuren sind unauslöschlich.



Péter Esterházy

Im Tor des Sturms

Von Péter Esterházy

Wenn ein Schriftsteller sagt: «Ich», schöpfen wir Verdacht, und das zu Recht, sind wir doch in einer Sumpflandschaft angekommen, das Ich ist kein Felsen, auf dem wir beruhigt bauen könnten, auch dann nicht, wenn wir hier noch ergänzen könnten: «Tu es Petrus». Doch hilft uns auch dieser Petrus nicht weiter. Die Probleme haben mit Flaubert begonnen, wenn wir auch wissen, dass er seinen berühmten, bis zum Überdruß zitierten Satz, diesen paradigmatischen Satz nie gesagt hat, der angeblich die Literatur der Moderne am besten charakterisiert, demzufolge er Frau Bovary wäre. Madame. Doch hilft es nichts, dass er den Satz nie gesprochen hat, es ist, als hätte er ihn gesagt: wir müssen Flaubert für einen klugen Menschen halten. Die vergangenen hundert und ein paar Jahre haben die Angelegenheit so weit kompliziert oder verfeinert, dass uns jetzt sogar meine Aussage: «Péter Esterházy c'est moi» überrascht, wir müssen sie für ebenso radikal und unerwartet halten, wie jenen niemals geäußerten Satz die Identität der armen Gattin des armen Charles Bovary betreffend.

Fiktiv ist nicht nur der Roman, sondern auch der Romancier, so lautet zumindest meine («meine») realistische Auffassung. Im Weiteren werde ich mich nicht darauf

beziehen, doch werden Sie merken, dass ich fortwährend entweder von Wahrheit oder von Dichtung spreche, ohne dass mich der Unterschied zwischen diesen beiden interessierte, beziehungsweise die Frage, ob es diesen Unterschied überhaupt gibt.

Als mich das Ersuchen erreichte, hier zu sprechen, schien die damalige Unterhaltung zu ergeben, dass die Zeit seit dem Jahr 1108 deshalb und nur deshalb verstrichen ist (natürlich in linearer Weise, auch das Jahr 1308 berührend, ohne Einstein, ohne Raum-Zeit Kontinuum), damit ich heute Vormittag hier reden könnte. Zum Anschein dieses zweckentsprechenden Verstreichens der Zeit gehört auch meine Familie dazu, oder sagen wir es so: mein Name, und deshalb möchte ich darauf hinweisen, dass ich nicht als ein Mitglied meiner Familie hier anwesend bin, jener Familie, die in den vergangenen 4 bis 500 Jahren oft in enger Beziehung zu der Familie stand, deretwegen wir uns jetzt hier versammelt haben, und zwar meistens in hohen staatlichen Ämtern, als Bischöfe und Palatine, als Ministerpräsidenten, also ich bin nicht als ihr Abkömmling hier anwesend (insbesondere Bedacht nehmend auf die katholischen Bischöfe), sondern als Schriftsteller, den zu definieren ich mir versage, der jedoch

einen Roman geschrieben hat, der der eben erwähnten familiären Relation viel verdankt.

Die Literatur ist ein wichtiger Ort der gemeinschaftlichen Erinnerung, sie ist Hüterin und Erschafferin dieser Erinnerung, sind doch die guten Gesetze auch so ähnlich, die Gesamtheit der Politik, das öffentliche Gespräch, das öffentliche Denken, das öffentliche Einverständnis. Doch kann es passieren, dass das alles nicht existiert und die Literatur doch da ist. Denn die Literatur ist immer da. (Also das müsste ich noch überdenken ...)

Die Literatur arbeitet fortgesetzt mit der Erinnerung, sie erinnert sich an die Vergangenheit, an die Gegenwart und an die Zukunft, somit ist sie nicht nur deren Hüterin und Bewahrerin, sondern auch ihre Erschafferin. Die Phantasie ist ein Spezialfall der Erinnerung.

Ich erinnere mich noch sehr wohl, als wäre es gestern geschehen, im Jahr 1108 begleitete Otto, ein «Graf von Havischberg», den deutschen König Heinrich V. auf einem Kriegszug gegen die Ungarn. Unsere Geschichte hat also schon einmal nicht gut begonnen. Sie unterstützten gegen unseren König Kálmán, Koloman dessen jünge-

ren Bruder, Álmos. Der Name Álmos bedeutet auf Ungarisch «schläfrig», doch war er mitnichten verschlafen, er floh, kaum aus dem Heiligen Land zurückgekehrt, nach Passau, ihm gelüstete es nach dem Thron seines älteren Bruders, doch konnte Heinrich Pressburg nicht einnehmen, also schloss er mit unserem Koloman Frieden, dieser war zwar ein gebildeter Mann, daher nannten wir ihn auch den Buchkundigen, – ein König als Leser! Herz, was willst du mehr?! – doch das hinderte ihn nicht daran, seinen Bruder und dessen Sohn zu blenden, mit der Absicht, die Thronfolge ein wenig zu vereinfachen, vulgo, damit sein Sohn Stefan den Thron besteigen könne, allerdings erlangte schliesslich doch der Sohn von Álmos, Béla, die Königswürde, unter dem Namen Béla II. der Blinde. Otto, in der Habsburger Genealogie der II. benannt, wird nach dem Ungarnfeldzug im Jahre 1111 auf seiner Burg Butenheim (Petit Landau) südlich von Ottmarsheim ermordet. Sein Bruder «Adalbertus de Havesborc» nimmt 1114 an einem Hoftag des unterdessen zum Kaiser gekrönten Heinrich V. in Basel teil und erwirkt dort einen Freibrief für das familieneigene Hauskloster in Muri. Ottos Sohn Werner II. wird schliesslich als erster Habsburger als Landgraf im oberen Elsass bezeichnet. Als stünden wir in Donaueschingen, mit einem verwunderten und gerührten

Blick auf das dahinsprudelnde kleine Rinnsal, das angeblich das Schwarze Meer erreicht. Hier trüge es nicht einmal ein Papierschiffchen, dort aber wird es von Hochseeschiffen befahren. Und da haben wir die in das Donau-Delta deportierten politischen Gefangenen noch gar nicht erwähnt.

Ich weiss sehr wohl, was eine grosse Familie bedeutet. Wenn wir über Europa reden, rufen wir uns oft in die Erinnerung, dass es sich dabei nicht um etwas «Gutes» handelt, Europa ist keine Fundgrube des Verfeinerten, des Gehobenen, des Kultivierten, der Demokratie, und so weiter, sondern von allem, was existiert, Europa, das ist Hitler und Robert Walser und Honecker und Blaise Pascal, nur um zufällige Beispiele zu nennen. Auch historische Familien dieser Art sind keine Synonyme des Guten, sondern die des Ganzen. Es gibt Blickpunkte und Zeitpunkte, die es gar nicht zulassen, dass man von diesem familiären Raum loskommt. Wohin man sich auch wendet, immer stolpert man über einen Rudolf, Albrecht oder Leopold.

Und man muss noch etwas in Betracht ziehen ... Denn es ist durchaus nicht so, dass wir die Vergangenheit in Ruhe heraufbeschwören, in ihr spazieren gehen, sie sachlich betrachten. Nein, die Gegenwart ist immer aggressiv ... und sie taucht in die Trübe der Urzeiten nur ein, um das herauszufischen, was sie braucht, um ihre jetzige Form zu verbessern. Es kann sein, dass ich mir meine Vergangenheit gar nicht so sehr in Erinnerung rufe, ich fresse sie eher auf, ich – der ich bin, wie ich jetzt bin – enteigne mich selbst.

Dasein heisst, sich eine Vergangenheit zu basteln.
(Grosspapas Spruch.)

Das grösste mentale Problem der östlichen Hälfte Europas liegt gerade im Bereich der Erinnerung. Wollen wir uns erinnern, ist das eine Frage der Entschlossenheit, und können wir uns denn überhaupt erinnern?

Von den 58 Jahren meines Lebens durfte ich – vielleicht aus Gottes Gnade, vielleicht wegen gesellschaftlicher Notwendigkeiten – an die 40 Jahre im real existierenden Sozialismus verbringen, damit könnte man mich *theoretisch* sogar als Experten für die Thematik Erinnerung, für das Erinnern und Vergessen bezeichnen. Wir hätten in dieser – um mit Czeslaw Miłosz zu sprechen – brutalisierten Kultur theoretisch eine Unmenge an vor Leben strotzender Erfahrung gewinnen können.

Seinerzeit schwelgte die so genannte Ost-Europäische Groteske in jener Schönheit, deren erster Dichter Franz Kafka war (wir erinnern uns an seine Bemerkung, das Amt sei keine Institution der Dummheit, sondern eher der Fantastik). Was mich angeht, *ich erinnere mich daran* (kursiv!), dass mich diese Fantastik ebenfalls des Öfteren berührt hat, beruhend auf der Tatsache oder auf dem Gefühl, dass ohnehin alles verlogen sei. Der Sozialismus ist eine Goldgrube der Sprache, wie ich so gern zu erklären pflegte.

Unsere Soft- oder Operettenversion der Diktatur des Proletariats hingegen erlaubte uns schon, wählerisch oder

undankbar zu sein, undankbar insofern, als wir uns nicht extra darüber freuten, am Leben geblieben zu sein. Gegen Ende der siebziger Jahre verblasste diese Schönheit allerdings, sie wirkte abgenutzt, andere Fragen traten in den Vordergrund. Zum Beispiel diese: Wenn alles verlogen ist, wie steht es dann mit uns? Auf diese Frage liess sich keine gute Antwort finden, wir vermochten es auch nicht und vermochten es immer weniger, und immer mehr Bedeutung erlangte die Bemerkung Gombrowicz', «diese unsere brutalisierte Kultur könnte nur dann nützlich werden, wenn wir verstünden, wenn wir begriffen, dass sie in etwas Aufbereitetes überginge, in etwas Bearbeitetes, wenn sie sich zu einer neuen Art der wirklichen Kultur, zum bedachten, organisierten Einsatz unserer Kräfte auswüchse, wenn sie zu einem universellen Geist würde».

Unsere Chancen, dies zu verstehen, sind gering, im Geiste der Bonmots der Interviews gesprochen: Mitteleuropa kann nur von Mitteleuropa her verstanden werden, und Mitteleuropäer zu sein bedeutet vor allem, dass wir uns selbst nicht verstehen.

Dass die Erinnerung *Anderer* nicht vertrauenswürdig ist, wussten wir schon lange, auch, dass sich zuweilen ganze Völker falsch erinnern, siehe die Entwicklung in der Anzahl der Antifaschisten nach dem Weltkrieg; so trifft man denn heute in Ungarn kaum einen Menschen an, der nicht ein Opfer des Kommunismus gewesen wäre, beziehungsweise dessen unbeherrschbarer, geheimer Zersetzer, Zerstörer, manchmal komme ich nicht los von dem Gefühl, bei uns wären ausschliesslich János

Kádár und vielleicht noch seine Frau Anhänger des Systems gewesen ... – alles das wussten wir also mehr oder minder bereits, aber dass meine eigene Erinnerung auch so wankelmütig und wackelig sein sollte, das habe ich nicht vermutet.

Wenn ich mich an meine Erinnerungen zu erinnern versuche, werde ich gewahr, dass ich vieles als etwas Anderes aufbewahre, eben anders in mir, als ich es heute sehe. Ich dachte, dieses oder jenes sei geschehen, nun denke ich anders. Freilich geht es jedem so, der anno 1913 denkt, die Monarchie sei ewig. So einer sieht die Dinge auf seine eigentümliche Weise.

Ich erinnere mich zum Beispiel an mein *vorsichtiges und praktisches Erinnern*. Ich traf, '86 oder '87 einen, wie man so sagt, einen «Helden von 1956», er war keiner der anonymen Helden, heute bekleidet er ein hohes Amt, er konnte damals nur von '56 sprechen, die Revolution war für ihn Alpha und Omega aller Dinge, und jetzt muss ich mich mit aller Gewalt daran erinnern, dass ich damals nicht gedacht hatte: Siehe, die Flamme lodert noch und es gibt Gerechte, die die Idee bewahren, ich dachte vielmehr, das sei ein Gestriger, er lebe im Gestern, im Vorgestern, und dass für meine Kinder 1956 kein Origo mehr darstellen würde, und dass das gar kein grosses Problem sei, sondern nur ein kleines. Denn das sei die Ordnung der Dinge, dachte ich. Doch war das nicht die Ordnung der Dinge.

Dann erinnere ich mich an mein *triumphierendes und praktisches Erinnern*. Ich erzähle nun eine alte Geschichte, ein

Beispiel dafür, wie es vorkommen kann, dass du deine Freiheit schon lange verloren hast, jedoch, und das ist das Schlimmste, ohne es auch nur zu merken. Die Geschichte ist kurz, ihre Moral bedeutungslos, sie ist aber vielleicht gerade deshalb ein gutes Beispiel, denn sie zeigt die sensible Struktur der Freiheit auf. Ich trat meine erste Stelle im Jahr 1974 an, in einem Institut für Organisation und Informationstechnik. Zu jener Zeit konnte man einen Direktor oder einen Abteilungsleiter ausschliesslich als Genossen ansprechen, Genosse Direktor, Genosse Abteilungsleiter. Theoretisch hätte man auch «Herr» sagen können, Herr Direktor, doch wäre das eine Unverhältnismässigkeit sondergleichen gewesen, eine deftige Provokation – es stand einfach nicht dafür (beziehungsweise wäre diese Anrede Gegenstand einer gesonderten Überlegung gewesen). Jetzt, wo ich das aufschreibe, muss ich ernsthaft nachdenken, ob es tatsächlich so gewesen ist, mir kommt das recht unglaublich vor. Aus irgendeinem Grund bildeten die Ärzte eine Ausnahme, der Herr Doktor war in Ordnung, einen Genossen Doktor hat es nie gegeben.

Nun wollte aber mein Mund den Genossen nicht aussprechen. Beileibe nicht, weil ich so ein hervorragender Mann gewesen wäre, ein mutiger und heikler Stilist, vielmehr weil ich mich daran nicht hatte gewöhnen müssen; zu Hause war der Ausdruck sozusagen kaum in Gebrauch, auch im Gymnasium bei den Piaristen gab es diese Anredeform nicht und die mathematische Fakultät der Universität hatte sich mehr oder minder ideologiefrei gehalten, den Dekan musste man vielleicht schon mit «Genosse» ansprechen,

das x² aber nicht, und ich traf lediglich auf Letzteres. Ich wagte also die Anrede «Herr» nicht, «Genosse» wollte mir aber auch nicht über die Lippen kommen, *was tun*, um mit Lenin zu sprechen. Da verfuhr ich schlauerweise so, dass ich mir die Namen, vor allem die Vornamen jedes Vorgesetzten, jedes Direktors und so weiter einpaukte, István, Seppi, Franzi – denn so konnte man es der Sekretärin schon sagen, dass ich mit István Nagy sprechen möchte (statt des erwarteten Genossen Nagy). Ich war ausnehmend stolz auf mich, darauf, dass ich die bösen Bolschewiken in dieser Weise übertölpelt hatte. Dass aber ein vierundzwanzigjähriger, sozusagen kräftiger, begabter und unabhängiger junger Mann sich auch anders hätte verhalten können (sagen wir, kräftig, begabt und unabhängig), das kam mir gar nicht in den Sinn. Ich bedachte gar nicht, dass ich mich durch das Einpauken der Namen erniedrigte. Geschichten dieser Art könnte ich zu Tausenden erzählen, Geschichten darüber, wie man nach und nach unempfindlich wurde, sich dergestalt gegen die kontinuierliche Demütigung von aussen und Erniedrigung von innen wehrte, indem man sie nicht als eben das auslegte. Ein Sprachspiel – nicht gerade im Sinne Wittgensteins, würde ich sagen.

Dann erinnere ich mich an mein *erfülltes Erinnern* (das war schon in der Zeit des Wandels, 1988, 89). Wir dachten, wir wüssten alles das, worüber wir schwiegen. Dem war nicht so. Darüber las ich in einem Roman, im Übrigen, in meinem (Das Buch Hrabals, übersetzt von Szuzsanna Gahse). Der Roman beginnt damit, dass zwei Engel – auf Anweisung von oben – ein Haus observieren, sie sitzen in einem Lada

mit staatlichem Kennzeichen, und die Anlieger denken, das wären vielleicht Leute der Polizei. Dann geht es darum, was Engel wissen und was sie nicht wissen. Ein Engel weiss alles, doch kennt er die Details nicht. Der Engel wusste nicht – und das sind nur Details!, nur Details! –, dass «die Hand, von der der Sanitäter den Verband abnahm, bereits ganz verfault war, wodurch ein solcher Gestank entstand, dass es dem Major schlecht wurde», er wusste nicht, dass «der Ávo-Arzt, als er die amputierte Hand in den Eimer warf, gesagt hatte: Sie werden auch nie mehr Klavier spielen», was sich zweifellos bis zum heutigen Tag bewahrheitet hat, er wusste nicht, dass oben auf dem Wagendach «unter der Schmutzwäsche der tags zuvor verstorbene Hauptmann des Kriegsgerichts lag», er wusste nicht, dass es bei der Wirtschaftspolizei 1948 womöglich noch Skrupel gab, denn angenommen, sie haben von jemandem Vater und Onkel abgeführt, und angenommen, sie haben einen der beiden totgeschlagen, dann haben sie den anderen entlassen, er wusste nicht, dass beinahe jeder beinahe alles unterschreibt, sobald hart zugeschlagen wird, wenn man ihm auf die Sohlen schlägt und ihn hernach mit blutender, zeretzter Haut, aus der die Knochen hervorschauen, auf Kieselsteinen spazieren führt, wenn man ihm so lange auf die Nieren schlägt, bis sie reissen, wenn man auf seinem Rücken und seinem Brustkorb mit Stiefeln herumtrampelt, bis ihm alle Rippen brechen (so dass er bei jedem Atemzug heute noch die Nase rümpft und sein Blick sich bei jedem Seufzer verändert), wenn ihm das Trommelfell aufgestochen wird, ihm mit heftiger Bewegung ein Feuerzeug unmittelbar vor den Augen angezündet wird (es ist nicht unvorteilhaft, in diesem Fall

ein achtzehnjähriges schönes, bewundernswertes Mädchen zu sein, weil der Wirkungsgrad dann höher ist), wenn man ihm die Nägel ausreisst, ihm Milch in die Lungen pumpt oder ihm Strom durch den Schwanz jagt – – er wusste nicht, dass man das Wasser einem nicht aus Böswilligkeit oder Voreingenommenheit in die Nase träufelt, wodurch der, dem die Nase gehört, röchelnd aufschreit, sondern weil das praktisch ist, es hinterlässt keine Spuren, es gibt kein Blut, keine Brüche, keine blutunterlaufenen Stellen, keinen Eiter, keine entzündeten Wunden, keine geschwollenen Gelenke oder gerissenen Sehnen, keine ausgeschlagenen Zähne, keine Einritzungen in den Knochen, er wusste nicht, dass es keinesfalls eine sadistische, perverse, bolschewistische Ausgeburt des Hirns war, jemanden in nasse Leintücher zu wickeln, diese Methode wurzelt tief in den Traditionen aller Jagdvölker und der mit Fischerei und Vogelfang beschäftigten Völker, im Gegenteil, die trocknende Tierhaut führt mit tödlicher Sicherheit zum Erstickungstod, und der Engel wusste zwar, dass man auf die Leute geschossen hatte, nicht aber, dass der Platz anderntags neu betoniert wurde, weil sie das Blut über Nacht nicht abschrubben konnten (damit hatten sie tatsächlich nicht gerechnet), er wusste, dass man auf sie geschossen hatte, nicht aber, dass sie auch von oben, von den Flugzeugen aus beschossen wurden, wie bei einer Jagd, er wusste, dass man auf sie geschossen hatte, nicht aber, dass die es nach dreiunddreissig Jahren unumwunden, wenn auch stammelnd, leugneten (+ Rente), er wusste, dass es Begnadigungen gab, nicht aber, dass die Begnadigung vor dem Galgen verlesen wurde, er wusste, dass man den Mann im Gefängnishof begraben hatte, des Nachts, wie

einen lästigen Dieb, nicht aber, dass man da haufenweise Möbel herbeschleppte, damit es niemand sah, er wusste, dass man sie wie Hunde verscharrt hatte, nicht aber, dass sie im Kadaverfriedhof landeten, zwischen den Knochen von Giraffen, Elefanten, Luchsen und Schakalen, dass sie in Packpapier gewickelt, mit Drähten zusammengeschnürt waren, mit dem Gesicht zur Erde, manchmal paarweise, die heraushängenden, stattlichen Glieder abgewinkelt, das wusste er nicht, der im Lada wartende Engel spürte nur, dass das, was ihm in dieser Gegend aus den Häusern, aus den Fenstern, den Schornsteinen heraus, durch die Kopfhaltung der Leute, durch ihren Gang, durch die Wimpernschläge entgegenkam ... dass das nicht Liebe war.

Was hat das alles mit Literatur zu tun? Ich biete die Antwort als Diskussionsthese an: gar nichts. (In Klammern sei angemerkt, immer, wenn ich höre, was kann die Literatur in diesem oder jenem Zusammenhang tun, dann höre ich es sofort und ein wenig hysterisch so: was *sollte* sie tun. Nun aber steht die Literatur ihrer Natur gemäss allem Sollen fern. Die literarische Tradition Ungarns ist, vermutlich grossteils wegen ihrer eigentümlichen ostmitteleuropäischen Position, reich an diversen Sollen, die klassischen oder konservativen Sollen wurden durch die von vornherein ungültigen, aber sehr aggressiven Sollen der sozialistischen Literaturpolitik ergänzt. Und ich wäre dieser Literatur freilich verbunden und zugleich auch ihr Opponent, ich wäre ihr dankbarer Sohn, aber auch jemand, den einige wichtige Traditionen dieser Literatur kalt lassen, zum Beispiel die, dass sie die Gemeinschaft in die Mitte der Werte platziert,

mich zieht der daraus resultierende Heroismus nicht an, da wäre ich schon lieber eine Schriftstellerin als ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle ... im Kampf Miłosz-Gombrowicz wäre ich dann der ein wenig inkonsequente Schildknappe des Gombrowicz. Klammer zu.)

Warum würde denn die wankelmütige, regenbogengleich veränderliche Erinnerung die Literatur stören? Als befürchteten wir, die Literatur könne nicht auf schwankendem Boden erbaut werden? Und doch kann sie das. Wir sind wieder dort, wo wir angefangen haben: sie kann überall erbaut werden, auf Bruch und Ried, auf Wasser, auf Luft, ja, sogar auf Felsen – wobei Felsen traditionell für etwas anderes vorbehalten sind, siehe Tu es Petrus und so weiter.

Die sich rasch verändernde Erinnerung, die variable Vergangenheit berührt die langsame Literatur in einer speziellen Weise, und das ist wichtig, denn sie berührt die Worte. Dadurch, dass sich sämtliche Orientierungspunkte einer ganzen Gesellschaft verändert haben, haben sich auch die Worte verändert, genauer gesagt verhalten sich manche Worte anders, sie lügen anders, sie sind anderswie ehrlich, das heisst, man kann anderswie auf sie zählen. Ich meinte, nach 1989 die Worte neu lernen zu müssen, um ihr Verhalten von neuem zu erkennen. Die Rückgewinnung der Zweideutigkeit – das war das Programm der neunziger Jahre.

Erinnerung bedingt Vergessen, und Vergessen bedingt Erinnerung. Wir können nur vergessen, wenn wir uns zuvor erinnert haben. Vergessen gehört zum Überleben. Wenn

wir uns an alle unsere Sünden, Gemeinheiten, Verrate und Engstirnigkeiten erinnerten, hülfe es uns gar nichts, uns im Gegenzug an alle unsere Vorzüge zu erinnern.

Sich zu erinnern ist schwer. Schwer wie Arbeit. Heute verabsäumt es die Gesellschaft bei uns in Ungarn, sich selbst die sie selbst betreffenden Fragen zu stellen. Sie stellt immerzu Fragen über andere. Das Erinnern gehört zur Identität, das Erinnern an uns selbst, die Kenntnis unserer eigenen Geschichte. Wie sollen wir unsere Geschichte vortragen? Wir tragen sie nicht anderen vor, sondern von Zeit zu Zeit uns selbst. Wenn wir also darüber reden, wir müssten unsere Geschichte heraufbeschwören, unsere jüngste Vergangenheit aufarbeiten, siehe den berühmten deutschen Ausdruck der Vergangenheitsbewältigung, dann dürfen wir keinesfalls an eine Art ritueller Beichte denken, und die Menschen dürfen dazu erst recht nicht gezwungen werden. Wir müssen es aber schaffen, uns unsere Geschichte ehrlich vorzutragen. Heutzutage können das die Menschen in Osteuropa nicht, sie lügen sich lieber etwas vor.

Da stellt sich die Frage, warum das so ist. Eine Zeitlang kann man die Schuld an der aktuellen politischen Lage der Elite zuschieben, doch muss ich feststellen, dass nicht nur die politische Lage, sondern dass auch wir selbst nach diesem Muster funktionieren. Die Ursache dafür scheint mir zu sein, dass die Bewältigung sehr viel Kraft braucht, über die wir nicht verfügen. Wir tragen doch schwerer an der Last der Diktatur, als wir gedacht hatten. Es braucht viel geistige Stärke, uns auf die gewünschte Augenhöhe zu erheben: Wir

müssen uns selbst ehrlich eingestehen und zu Ende denken, was unsere Geschichte eigentlich ausmacht. Wir müssen uns an eine Zeit erinnern, in der es zwar eine Diktatur gab, aber in der weicheren, in der «Soft»-Ausführung, und es ist unangenehm, an die Demütigungen, an die kleinen Demütigungen durch diese Diktatur zurückzudenken. Daher befinden sich die so genannten postsozialistischen osteuropäischen Länder gegenwärtig im Zustand des Selbstbetrugs, was auf lange Sicht gesehen nicht gesund sein kann.

Die Erinnerung bildet mit der Wahrheit ein Paar. Die Literatur tut das nicht. Sie bildet mit dem Vorhandenen, also mit allem, was existiert, mit allem, das sein kann, ein Paar. Durch die Kunst können wir in der Welt und in uns Dinge erkennen, über die wir sonst keine Kenntnis hätten. Was wüssten wir von der Schwere oder dem Grauen oder der heiteren Last der Leichtigkeit ohne Mozart? Oder: Es gibt ein Leid in der Welt, das wir nur durch Imre Kertész sehen können. Doch man muss gar nicht «gross» sein, jeder Schriftsteller erbringt einen «Ertrag» dieser Art. Ein Buch erinnert sich auch an unserer statt, es erzählt seine schwere Geschichte auch an unserer statt. *Im Tor des Sturms*, so lautet der ungarische Titel der Akutagawa-Novelle, die Kurosawa als Vorlage für seinen Film *Rashomon* gedient hat, wir erinnern uns, da erinnert sich jeder Darsteller anders an die Geschehnisse. Die Literatur steht immer dort, im Tor des Sturms. Ja, wir stehen dort, im Tor des Sturms – wenn alles gut geht.

Aus dem Ungarischen von György Buda



Rudolf von Habsburg



Bundesrätin Doris Leuthard

Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen

Von Bundesrätin Doris Leuthard

Was uns – Habsburger und Eidgenossen – über die Jahrhunderte hinweg verbunden hat, das verbindet uns auch heute! Es ist das Dreigestirn Habsburg, Königsfelden und Muri. Es sind die Erinnerungen an drei grosse Frauen im Hause Habsburg,

- an Ita von Lothringen, die Stifterin von Muri und Gründerin der Habsburg
- an Königin Elisabeth, die Gründerin von Königsfelden
- an Königin Agnes, die grosse Förderin des Klosters, der wir das ungarische Doppelkreuz auf dem Dachreiter dieser Kirche verdanken.

Die Habsburger stehen aber auch für die Freundschaft zweier Völker, deren Schicksale in unterschiedlichster Weise miteinander verbunden sind. Und dies, obwohl wir uns nicht immer so freundschaftlich zugeneigt waren wie heute.

Zwischen Eidgenossen und Habsburgern bestehen mehrere Parallelen. Zum einen haben sich beide bekämpft und sich gegenseitig lange als Feindbild kultiviert. Heute arbeiten wir friedensstiftend im Balkan zusammen; Österreich ist eines unserer Fenster zur EU.

Zum anderen haben wir uns über Jahrhunderte aneinander gerieben und so weiterentwickelt. Das Haus Habsburg war für die Schweiz existenzbildend. Ohne die Siege von 1315 und 1386 wäre die Schweizerische Eidgenossenschaft undenkbar. Morgarten und Sempach haben wesentlich zu unserer Eigenständigkeit und Unabhängigkeit beigetragen. Am Widerstand gegen Habsburg sind wir gewachsen. Gewachsen sind wir auch Dank dem grossen geistigen, religiösen und kulturellen Einfluss, so wie er von der klösterlichen Gemeinschaft in Muri vorgelebt wurde.

Schliesslich – eine weitere Parallele – haben beide Seiten, die Habsburger und die Eidgenossen, klein angefangen und sich dann Stufe um Stufe hochgearbeitet. Aus der kleinen Stamburg über der Aare wurde eine Weltmacht, in der mehrere Kulturen und Sprachen vereint waren. Aus den drei Waldstätten wurde eine starke Nation – und auch wir sind stolz auf unsere Mehrsprachigkeit und auf unsere kulturelle Vielfalt.

Was verbindet uns über die Jahrhunderte hinweg? Die gemeinsame Geschichte ist es, gewiss. Vor allem aber sind es die gemeinsamen Werte und es sind die grossen Kulturdenkmäler hier im Aargau!

Das habsburgische Königtum war nach einem langen Interregnum Ende des 13. Jahrhunderts – bis zu einem bestimmten Punkt – Garant für Frieden und Rechtssicherheit und damit für Wachstum in den Städten. Oder wie Goethe sagte: «Von Karl dem Grossen vernahmen wir manches Märchenhafte; aber das Historisch-Interessante für uns fing erst mit Rudolf von Habsburg an, der durch seine Mannheit so grossen Verwirrungen ein Ende gemacht.» Die Habsburger hatten Erfolg, weil sie sich nicht scheuten, den eigenen Wirkungskreis zu überschreiten und offen anderen Völkern, Kulturen und Sprachen zu begegnen. Ihre Geschichte schlägt sich in unserer Gegenwart und in der Zukunft der Schweiz und Europas nieder.

Wir Eidgenossen haben unseren Erfolg als Volk und Nation auf denselben Überlegungen aufgebaut. Wir haben uns auf jene gemeinsamen Werte abgestützt, die heute sowohl am Boden- als auch am Genfersee, im Rheinknie und am Lago di Lugano gelten. Und so sind wir gemäss unserer Verfassung weiterhin bestrebt – Opposition hin und Kritik her, «Freiheit und Demokratie, Unabhängigkeit und Frieden in Solidarität und Offenheit gegenüber der Welt zu stärken».

Dadurch sind wir zwar nicht zu einer Welt-Macht geworden. Aber wir sind heute auf dem Welt-Markt eine wirtschaftlich ernstzunehmende Macht. In einem Europa, das über Jahrhunderte hinweg immer wieder von Konflikten geprägt und von Kriegen geschüttelt wurde, sind wir ein stabilisierender Faktor. Denn wir haben es verstanden, andere Sprachen, andere Mentalitäten, andere Kulturen integrierend unter einem föderalen Dach zu vereinen. Wir hegten keine hegemonialen Grossmachts-Träume, wir waren und sind auf Ausgleich bedacht.

Daraus lässt sich eine weitere Parallele ableiten: Der habsburgische Geist lebt im Vielvölker-Europa (EU) der heutigen Zeit weiter. Der Geist der Eidgenossen – die föderale Toleranz – gilt heute vielen Staaten als Vorbild; und ich sehe auch in der EU ähnliche Entwicklungen.

Wenn man – und das sollten Politiker eigentlich immer tun – aus der Vergangenheit lernt, dann lernen wir aus unserer Jahrhunderte langen Beziehung zum Hause Habsburg: Mit Schwertern schneidet man das Buch der Geschichte in einzelne Kapitel. Verträge halten aber dieses Buch zusammen. Getreu dem Grundsatz «Bella gerant alii, tu felix Austria nube» hat das Habsburger Königshaus erfolgreich politisiert.

Getreu dem habsburgischen Erfolgsprinzip «Verhandeln statt verprügeln!» sichern wir Schweizer auch heute wieder erfolgreich unsere Position in der Welt. Das führt auf unblutige Weise zu Wachstum und Wohlstand, und wir müssen die Verträge nicht mehr mit Trauschein und Ehering besiegeln. Aber glauben Sie mir, auch heute spielen persönliche Beziehungen in der Handelsdiplomatie eine wichtige Rolle.

Die Habsburger und die Eidgenossen sind für uns und für kommende Politiker-Generationen aber noch aus einem anderen Grund vorbildlich: Beide haben begriffen, dass verliert, wer sich einmauert! Nur wer die Vergangenheit kennt und daraus die richtigen Schlüsse zieht, kann in der Gegenwart handeln, seine Autonomie stärken und die Zukunft zum Wohl von Land und Volk positiv gestalten.



Auf der Habsburg



900 Jahre



700 Jahre



Fotos:
Daniel Desborough, Schönenwerd
Foto Schloss Habsburg:
Kantonsarchäologie Aargau

Staatskanzlei des Kantons Aargau
Kommunikationsdienst des Regierungsrats
www.ag.ch

